

CONSTANZE BOHG



Viereinhalb Wochen

DIE GESCHICHTE VON UNSEREM KLEINEN JULIUS

KNAUR 

Constanze Bohg

Viereinhalb Wochen

Die Geschichte von unserem kleinen
Julius

Aufgezeichnet von Lukas Lessing

Über dieses Buch

Ein ergreifendes Sachbuch über die Trauer um den Verlust eines Kind. In dieser wahren Geschichte geht um den schmerzhaften Abschied von einem ungeborenen Kind - ein Schicksal, das alle werdenden Eltern treffen kann.

In der 14. Schwangerschafts-Woche erfahren die künftigen Eltern Constanze und Tibor, dass ihr ungeborenes Kind nicht lebensfähig ist und müssen eine Antwort auf eine große Schicksals-Frage finden: Soll Constanze das nicht lebensfähige Kind austragen, oder soll sie die Schwangerschaft durch eine Abtreibung beenden?

Viereinhalb Wochen braucht das Paar, bis die Entscheidung getroffen ist – viereinhalb Wochen, in denen die beiden sich selbst, ihren Glauben, ihr Leben, ihre Umwelt hinterfragen. »Wir haben geredet, gestritten, geschwiegen, geweint. Bis feststand: Ich werde die Schwangerschaft nicht abbrechen und mein Kind zur Welt bringen«, sagt Constanze Bohg. Julius Felix wird am 23. August 2011 geboren. Er lebt nur zwei Stunden. Die Trauer über seinen Tod verbindet sich mit der Erkenntnis, trotz allem richtig gehandelt zu haben.

Diese Geschichte voller Verzweiflung, Hoffnung und Liebe ist »ein beeindruckendes Zeugnis«, schreibt *buechertreff.de*, und *lovelybooks* urteilt: »Viele hätten über dieses Thema geschwiegen, aber solch ehrlichen Worte sind wichtig.«

Inhaltsübersicht

Widmung
Unsere Erdbeere
Aufbruch
Finsternis
Fünfzig Jahre
Gewissheit
Kuckucksruf
Zurück in der Tränenhöhle
Der Angriff
Viereinhalb Wochen
Listen
Susie
Endlich Frieden
Der Brief
Kleiner Klopfer
Unser Nest
Der Weckruf
Es wird ernst
Julius Felix!
Sternenkind
Leere
Letzte Vorbereitungen

Unter die Erde

Puzzleteil

Hinter den Bergen

Trauerarbeit und ein Buch

Auszug aus einem Brief von Dietrich Bonhoeffer

Bildteil

Dank

*Für Julius Felix
Du fehlst uns so sehr,
kleiner Klopfer*

Unsere Erdbeere

Am Anfang meiner Schwangerschaft nannten wir unser ungeborenes Kind noch Erdbeere, weil mir in den ersten drei Monaten fast immer so übel war, dass ich nichts anderes vertrug als Obst. Am liebsten aß ich Erdbeeren, und zum Glück war gerade Erdbeerzeit, Mitte Mai, ein richtiger Wonnemonat, ein Tag schöner als der andere.

Die allerersten Erdbeeren aus dem Berliner Umland waren schon auf dem Markt. Ich aber lag im Dunkeln. Es war der 16. Mai 2011, und an jenem Tag sollte das Licht für lange Zeit aus meinem Leben und aus dem Leben meines Mannes Tibor verschwinden.

»Das hier sind die Oberschenkelknochen, die vermessen wir jetzt.«

Die Ärztin fuhr mit ihrer Sonde über meinen mit Kontaktgel bestrichenen Unterbauch. Das fühlte sich noch kalt an, weil sie eben erst mit der Untersuchung begonnen hatte, doch mit der Zeit war es bald so warm wie meine Bauchdecke.

»Magen ... unauffällig.«

Ich lag auf einer bequemen Liege, vor mir an der Wand hing ein riesiger Flachbildschirm, auf dem ich unsere Erdbeere genau erkennen konnte, weit mehr als überlebensgroß. Neben mir saß mein Mann Tibor. Er hielt

meine Hand und starrte wie ich gebannt auf den Bildschirm. Bei meiner Frauenärztin waren wir schon zweimal zur Ultraschalluntersuchung gewesen, aber einen so faszinierenden Blick hatten wir dabei noch nicht auf unser heißersehtes Kind werfen können. Wir waren in einem »Babykino«, wie die hochspezialisierten Praxen für Pränataldiagnostik mit ihren Hightech-3-D-Ultraschallgeräten unter werdenden Eltern gern genannt werden.

»Blase ... gefüllt, sehr gut.«

Dr. Anke Sarut López sprach mit angenehmer, wenn auch routinemäßig nüchterner Stimme. Das geht vermutlich nicht anders, verbringt die Ärztin doch den ganzen Tag an ihrem Gerät, um auf dem kleineren Monitor im Halbstundenrhythmus Beinchen, Ärmchen, Bäuche und Köpfe von immer neuen Ungeborenen zu untersuchen und die Ergebnisse anzusagen. Neben ihr sitzt eine Assistentin vor einem weiteren Bildschirm und tippt in den Rechner, was die Ärztin feststellt.

»Nieren ... unauffällig.«

Ich war glücklich, weil ich meine Erdbeere so genau sehen konnte wie bei keinem Ultraschall zuvor. Und ich hatte Angst. Ich hatte Angst, dass etwas nicht Ordnung sein könnte mit unserem Kind. Ich hatte ein unbestimmbares Gefühl, ein Flattern strömte durch meinen Körper. Vielleicht war meine geliebte Erdbeere während der Untersuchung auch deshalb so ruhelos. Ich hatte vorher noch an meinen Bruder denken müssen, an Justus.

Er ist mit dem Down-Syndrom zur Welt gekommen und heute ein wunderbarer junger Mann, den ich über alles liebe. Hatte mich meine Frauenärztin deswegen an die Pränataldiagnostik überwiesen? Oder hatte sie einen anderen Verdacht gehabt?

»Der Magen ... ganz schön aktiv, das Kleine.«

Tibor und ich starrten angestrengt auf den Bildschirm, wo zwar eindeutig ein Kind zu sehen, für einen Laien aber kein Unterschied zwischen einem richtig oder falsch wachsenden Embryo zu erkennen war in diesem Labyrinth auf- und niedergehender, schmelzender und sich ununterbrochen blasenförmig verändernder Linien und Formen.

»Das Herz ...«

Die Ärztin schob ihre Sonde in rhythmischen Bewegungen über meinen Bauch, drückte mit ihr hierhin, dorthin. Immerzu war ihre Hand in Bewegung, genauso wie das Geschehen auf dem Monitor. Ruhig beobachtete sie den Bildschirm vor sich, klickte hin und wieder auf ihrer Tastatur, zoomte das Bild näher heran oder weiter weg und verschob den Ausschnitt so, wie sie ihn brauchte. Meine Ungeduld wuchs. Gliedmaßen, innere Organe ... alles schön und gut, doch ich hatte genug über Ultraschall Diagnostik gelesen und gehört, um zu wissen, dass der kritische Bereich bei dieser Untersuchung im Nacken liegt. Dort können Ärzte zwischen der elften und der vierzehnten Schwangerschaftswoche anhand einer Flüssigkeitsansammlung unter der Nackenhaut sehen, ob

die Wahrscheinlichkeit für eine Chromosomenstörung, wie etwa einer Trisomie, oder für einen Herzfehler erhöht ist.

Diese Untersuchung heißt auch

»Nackentransparenzmessung«, und deswegen waren wir in der Praxis für Pränataldiagnostik in der Friedrichstraße.

Dieser Tag war der erste meiner vierzehnten Schwangerschaftswoche.

»Herzfunktion normal.«

Die Ärztin schob ihre Sonde weiter. Bald, dachte ich, würde es so weit sein. Dann herrschte Stille. Ich hörte nur das Summen der Computer, ich hörte das Gleiten der Sonde auf meinem Bauch. Ich hörte das Atmen der Ärztin. Ich hörte meinen Atem, ganz laut meinen Atem. Ich spürte, wie sich zuerst mein Bauch verkrampfte, dann meine Beine, mein Herz, alles. Ich spürte den zunehmenden Druck von Tibors Hand in meiner, ich spürte seine Versteinerung. Mein Atem stockte. Stille. Ich suchte das Gesicht der Ärztin und sah, wie es sich, beleuchtet vom hellen Schein ihres Monitors, verfinsterte. Wortlos fuhr sie mit ihrer Sonde auf meinem Bauch auf und ab.

»Mit Ihrem Baby ist leider nicht alles in Ordnung«, sagte sie mit belegter Stimme. Ihre Worte dröhnten geradezu nach einer Ewigkeit lähmender Stille in den Raum hinein, »die Kontur des Nackens ist nicht normal.«

Wieder herrschte Stille. Ich suchte das Gesicht meines Mannes und sah nur die Tränen, die über seine Wangen liefen. Ich fühlte nichts. Ich war versteinert. In mir war mit einem Mal alles dunkel. Es war das Wissen, dass unser

Kind krank war. Das war instinktives Wissen, nicht verstandesmäßiges Erkennen. In jenem Moment erkannte ich nichts. Ich sah mich nur selbst auf der Liege, wie in einem Film.

»Entschuldigen Sie mich bitte, ich muss Herrn Professor Chaoui rufen.«

Dann ließ sie uns zurück. Tibor, mich und eine unsichere Assistentin. Ich sah meinen Mann an, er sah mich an. Es gab nichts zu sagen, nichts zu tun, als zu warten. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Ärztin zurück war. Hinter ihr kam der Chef der Praxis, einer der führenden Pränataldiagnostiker Deutschlands. Professor Dr. Rabih Chaoui trug ein sorgenvolles Gesicht und machte keine langen Worte, sondern setzte sich an den Platz seiner Kollegin, nahm die Sonde an sich und vollführte damit die gleichen Bewegungen über meinen Bauch, immer wieder. Die Dunkelheit des Raumes erdrückte mich, ich rang nach Luft. Der sonnige Maitag hinter den Jalousien war unendlich weit weg. »Meine Erdbeere«, schluchzte Tibor, jetzt dicht neben mir. Er weinte und weinte.

»Mit ihrem Baby ist etwas überhaupt nicht in Ordnung«, sagte der Professor und reichte mir ein paar große Zellstofftücher, »könnten Sie sich bitte das Gel abwischen und sich wieder anziehen?«

Mechanisch tat ich, was er wollte. Der Arzt bat uns beide vor seinen Monitor.

»Ihr Kind hat eine schwere Hirnfehlbildung. Sein Kopf ist hinten offen, sein Kleinhirn wuchert dort hinaus, eine

sogenannte occipitale Encephalocoele.«

Er erzählte noch viel mehr, über offene Rücken und offene Nacken, über nicht funktionierende Kreisläufe und Fehlfunktionen des Gehirns, über geringe Überlebenschancen und irreparable Schädigungen. Sein Monolog perlte an mir ab wie Wasser an einer Glasscheibe. Ich war immer noch gelähmt, bis ich mich etwas sagen hörte.

»Geht es dem Baby gut, und leidet es auch nicht?«

Professor Chaoui hob erstaunt den Blick. Mit dieser Frage hatte er offenbar nicht gerechnet. »Das Baby leidet nicht, das kann ich Ihnen versichern. Das Baby ist in der Fruchtblase gut aufgehoben.« Daraufhin setzte er seinen Monolog fort. Nüchtern, aber, wie mir vorkam, voller Mitgefühl. Sein Urteil war mehr als deutlich: »Familie Bohg, mit diesem Befund kann ich Ihnen keine Hoffnung machen. Es sieht sehr schlecht aus. Das Baby besitzt kaum eine Überlebenschance. Wenn es überhaupt lebend durch den Geburtskanal kommt, hat es wenig Chancen, weiterzuleben.«

Ich war versteinert und seltsam nüchtern zugleich. Ich konnte nichts fühlen, nur Fragen stellen, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Ich hatte keine geordneten Gedanken. Ich hielt Tibors Hand und er hielt meine. Mechanisch streichelte ich meinen Bauch. Tibor saß regungslos neben mir. Ich fühlte mich wie in freiem Fall. Kommt die Hand, die dich auffängt, dachte ich, oder

schlägst du auf den Boden und zerspringst dort in tausend Teile?

»Aus meiner Sicht spricht alles für einen Schwangerschaftsabbruch. Andere Frauen in Ihrer Situation entscheiden sich meistens dafür ...«

Dieser Satz des Professors riss mich für einen Moment aus meiner Starre. Eine Abtreibung? Mein Kind? Jetzt schon sollte alles vorbei sein mit dem Leben unseres heißersehten Kindes, jetzt schon, bevor es überhaupt richtig begonnen hatte? Von einer Sekunde auf die andere stieg Trotz in mir auf wie die Lava in einem Vulkan. »Das entscheiden wir, wie es hier weitergeht«, blaffte ich den Arzt an. Der ließ sich keine Irritation anmerken, auch keinen Ärger. Er schien nur noch aufmerksamer zu sein als zuvor, noch einfühlsamer. »Sie müssen erst mal zur Ruhe kommen und abwägen«, sagt er, »lassen Sie uns weitersprechen, wenn Sie so weit sind. Wir werden Ihnen einen zweiten Termin geben, gleich morgen, hier in der Praxis, zur humangenetischen Beratung. Morgen ist Dienstag, da kommt immer eine ... dafür sehr geeignete Psychologin zu uns ... für solche Fälle. Wenn Sie wollen, mache ich bei ihr auch einen Termin für Sie.« Das war mein erster Lichtblick seit Stunden, wie mir vorkam, obwohl unser Gespräch nur ein paar Minuten gedauert haben konnte. Psychologische Beratung! Tibor und ich mussten genickt oder ja gesagt haben, denn die Assistentin trug unsere Namen im Computer ein und händigte uns die Termine aus.

Arm in Arm mit meinem Mann taumelte ich aus dem Behandlungsraum. Verheult und zitternd trotteten wir der Assistentin hinterher, vorbei an den aufblickenden Schwangeren und werdenden Vätern, die im Wartezimmer saßen. Wie die Zombies wankten wir durch die Reihen der Glücklichen, dachte ich, Wesen von einem anderen Stern. Ob die mir ansehen, dass ich ein sterbendes Baby in meinem Bauch trage? Mechanisch folgten wir ihr in einen anderen Raum, wo nichts war als eine Liege und ein bequemer Sessel. »Hier können Sie sich erst mal zurückziehen und zu sich kommen«, hörte ich die Frau sagen. Ich sah nur das Schild »Bitte nicht stören« an der Tür, die rote Liege, auf die ich mich fallen ließ, Tibor neben mir. Der Schmerz brach aus mir heraus, sobald wir allein waren. Tränen flossen hemmungslos, beide schluchzten wir und weinten bitterlich. Eine Stunde wie eine ganze Nacht lang. In meiner Verzweiflung fing ich zu beten an. »Hol es oder heil es«, beschwor ich Gott, um im nächsten Moment »das arme Baby, das arme Kleine« zu wimmern, immer wieder. »Das wird nie Fahrrad fahren lernen, das wird nie Ball spielen ...« Die Welt war ein Raum mit einer Liege und einem Sessel und einem Bild an der Wand. Das war alles. Wir waren am Ende der Welt angekommen.

Aufbruch

Der Neujahrsmorgen sollte ein besonderer Tag werden, und das war kein Zufall. Ich bin eine leidenschaftliche Betriebswirtschaftlerin; Zahlen, Ordnungen und Strukturen sind meine Welt, und so wollte ich, dass wir unseren neuen Lebensabschnitt auch an einem besonderen Tag beginnen, am 1. 1. 2011. Ein schönes Datum, wie ich fand.

Zusammen mit meinem Mann saß ich hoch über dem Atlantik in der Maschine von Washington, D. C., nach Frankfurt am Main. Hinter uns lagen zweieinhalb Jahre USA. Reiche, aber auch hektische Jahre voller Arbeit, Stress, Erfahrungen und nochmals Arbeit: Ich hatte für einen deutschen Automobilzulieferer den Einkauf der US-amerikanischen Niederlassung geleitet, Tag und Nacht am Rechner, in Meetings, in Flugzeugen kreuz und quer über den Kontinent unterwegs, erfolgreich bis zum kompletten Zusammenbruch, den ich in drei Monaten ambulanter Therapie auskurieren konnte. All das war Vergangenheit: Den Job hatte ich gekündigt, das Haus war ordnungsgemäß an die Vermieter zurückgegeben, die beiden Autos verkauft, die ans Herz gewachsenen Freunde verabschiedet. Unsere Zukunft sollte in Berlin stattfinden: Tibor wollte nicht zurück in die schwäbische Kleinstadt, aus der er stammte, ich sah für uns keine Möglichkeiten in

der Abgeschlossenheit der Oberlausitz, in der meine Familie lebte. Das oberfränkische Städtchen Hof, wo wir vor unserer Zeit in den USA gelebt hatten, war ebenfalls keine Option für uns. Deutschland sollte es aber wieder sein, und zwar dort, wo Aufbruch stattfand, Freiheit, Neubeginn. Bei null wollten wir in der Hauptstadt anfangen, mit nur wenigen Kontakten, ohne Wohnung, ohne Job, jeder von uns mit nichts als mit zwei Koffern ausgestattet. Diese Leichtigkeit und Unabhängigkeit empfanden wir als aufregend. Wir fühlten uns im »Anything goes«-Modus, den wir in den USA so schätzen und lieben gelernt hatten.

Unser Deal war der: Vor zweieinhalb Jahren waren wir wegen meines Jobs in die USA gegangen, und Tibor war mitgekommen. Nun würde ich ihm folgen, auch wenn er nicht in Berlin, sondern anderswo einen guten Job finden sollte. Zuerst wollte er es aber in der Hauptstadt versuchen. Ich wollte mich vor allem erst einmal umsehen, meine beruflichen Möglichkeiten austesten und über einen neuen Anfang nachdenken. Ich war mir nur nicht sicher, ob ich trotz einiger Angebote wieder in die Mühlen eines Konzerns zurück wollte, möglicherweise auf dem Weg in mein nächstes Burnout. Ich hatte keine Lust, wieder in totaler Fremdbestimmung zu landen. Wir hatten genug Geld gespart, um uns entspannt und ohne Druck nach neuen Jobs umschaun zu können – und wir hatten ein ganz anderes Projekt im Kopf: Wir wollten eine Familie mit vielen Kindern gründen!

Weil ich eine durch und durch rationale und, wie ich glaube, auch entschlossene Frau bin, ging ich das Projekt Familie konsequent an: Ich suchte mir in der Nähe der Wohngemeinschaft in Berlin-Prenzlauer Berg, in der wir provisorisch untergekommen waren, eine Gynäkologin, um mich untersuchen zu lassen. Die Ärztin fand nichts Nachteiliges, Riskantes oder gegen eine Schwangerschaft Sprechendes. Sie verschrieb mir Folsäure, eine Art synthetisches Vitamin B, das Neuralrohrdefekte des Embryos verhindern helfen sollte – immerhin trete der gefürchtete »offene Rücken«, die *Spina bifida*, bei rund jedem tausendsten Neugeborenen auf, meinte die fürsorgliche Ärztin. Als ich im Februar unter einer heftigen Nasennebenhöhlenentzündung litt und mir der Hals-Nasen-Ohren-Arzt ein Antibiotikum verschrieb, bestand ich bereits darauf, ein Präparat einzunehmen, das auch für Schwangere unbedenklich ist. Als im März meine Periode fünf Tage überfällig war, stand ich schon im Drogeriemarkt, um einen Test zu kaufen. Als ich zu Hause die beiden blauen Streifen auf dem Teststäbchen sah, konnte ich mein Glück nicht fassen. Ich zersprang fast vor Aufregung, versteckte den Test aber sofort, weil Tibor gleich zu einem wichtigen Bewerbungsgespräch gehen wollte – er war auf der Suche nach einem Job als Webdesigner. Besser, ich überrasche ihn abends, dachte ich, sonst kann er sich im Interview nicht konzentrieren. Doch schon wenige Minuten später wurde mir klar, dass ich das Schweigen nicht bis zum Abend aushalten würde.

»Schatz, komm, setz dich mit dem Kaffee hier zu mir aufs Bett, ich muss dir etwas sagen.«

Ich hielt ihm einfach den Teststreifen vors Gesicht. In Tibor arbeitete es sichtlich, bis er freudig aufschrie: »Du bist schwanger!«

Meinem Mann gelang es gerade noch so, seinen Kaffee unverschüttet wegzustellen, bevor wir uns auf dem Bett wälzten, in den Armen lagen, heulten, tobten vor Glück. Am Abend dieses Tages erzählte er mir, dass er sein bisher bestes Bewerbungsgespräch hatte. Immer nur war ihm der Satz »Ich werde Papa!« durch den Kopf gegangen, »Ich werde Papa!«. Alles erschien ihm perfekt: »Die tolle Zeit in den USA. Nun das Leben im faszinierenden Berlin, jede Menge interessante Jobangebote, und zu allem Glück jetzt die Schwangerschaft!« Glück konnte sich unmöglich größer anfühlen als unseres in diesen Tagen.

In der Woche darauf fuhren wir zu meinen Eltern in die Oberlausitz, zum sechzigsten Geburtstag meiner Mutter. Das war lange geplant, absagen war ausgeschlossen, doch für uns sollte das an und für sich freudige Ereignis zum Spießrutenlauf werden: Ich wollte mir nichts anmerken lassen von der Schwangerschaft, was nicht so einfach war, weil mir meine Mutter immer schon alles an der Nasenspitze ablesen konnte. Wie Mütter eben sind. Aber diesmal sollte ihr das nicht gelingen! Nicht die Schwangerschaft, nicht das Allerheiligste! Niemand sollte davon erfahren, nicht vor der zwölften Woche, da vorher doch jederzeit ein spontaner Abgang des Babys möglich

wäre, wie ich gelesen und auch gehört hatte. So eine Enttäuschung wollten wir unter allen Umständen vermeiden.

Also riss ich mich zusammen, so gut ich konnte. Gott sei Dank ist auf dem Reiterhof meiner Eltern immer so viel Trubel, Gott sei Dank waren über die Feiertage anlässlich des Jubiläums so viele Besucher da, dass es kaum auffiel, wie wenig ich essen konnte und was für ein Gesicht ich oft machte – denn von dem Tag an, an dem ich den Test gemacht hatte, war mir nur mehr übel gewesen, und mir wurde umso übler, je mehr ich mich bewegte oder unternahm. Zurück in Berlin, wollte ich wieder im Mauerpark joggen gehen, doch schon während des Weges dorthin musste ich umkehren, weil ich nur mit Mühe vermeiden konnte, mich in einen der Mülleimer zu übergeben. Zu Hause in der WG waren unsere chilenischen Mitbewohner wie jeden anderen Tag auch fleißig am Kochen und Kaffeetrinken – und wieder wurde mir speiübel, sobald ich nur in die Nähe der Küche kam. Meine Unterleibskrämpfe bekam ich meist liegend in den Griff, wozu ich glücklicherweise viel Gelegenheit hatte, da ich ohnehin dauernd müde war – doch ich wollte keine Tabletten gegen die Übelkeit einnehmen, wegen des Babys, und ich beschwerte mich auch nie über meinen Zustand. Schließlich war es doch genau das, was ich mir so innig gewünscht hatte: endlich schwanger sein!

Erschwerend zum Verheimlichen des Ganzen kam hinzu, dass sich mein Bruder Sebastian in Berlin auf eine

Diplomandenstelle bewarb und fürs Erste auf unserer Gästematratze in unserem kleinen Wohn- und Arbeitszimmer übernachtete. Das bedeutete für mich noch mehr Verstellen, noch mehr Rückzug ins Schlafzimmer! Als dann auch meine Schwester Sybille, die Ärztin ist, für ein paar Tage in Berlin zu einer Tagung war, musste ich mehrfach daran denken, meine Tarnung aufzugeben – doch ich bin wohl auch eine dickköpfige Frau, die durchzieht, was sie sich einmal vorgenommen hat. Also biss ich die Zähne zusammen und lächelte, was das Zeug hielt, sodass auch sie nichts mitbekam – sie war nur etwas verwundert über meine Launen.

So verlebten wir drei Geschwister siedend heiße Frühlingstage im brodelnden Berlin, ich noch dazu mit stets brodelndem Magen und wachsender Oberweite, die Sebastian in seiner Unwissenheit einmal sogar scherzhaft mit »Schöne Aussicht!« kommentierte – na gut, Brüder dürfen das, aber im Nachhinein wundere ich mich doch, dass keiner Verdacht geschöpft hatte! Ich blieb hart, sogar als meine Freundin Susel aus der Oberlausitz anrief, um mir von ihrem Traum zu erzählen, in dem sie mich im achten Monat schwanger gesehen hatte. Im Supermarkt musste ich einmal ein halbes Glas Gurken aufessen, bevor ich überhaupt zur Kasse durchdrang, und meine Mahlzeiten bestanden fast nur mehr aus Wassermelonen und Erdbeeren, immer mehr Erdbeeren, was Tibor dazu brachte, unser Baby »Erdbeere« zu taufen. Manchmal musste er dreimal täglich zu Kaiser's gehen, um

Nachschub zu holen, weil ich solchen Heißhunger auf die süßen Früchte hatte. Wie oft lag ich einfach nur völlig erschöpft im Bett, meinen Laptop auf den Knien, und suchte quer durch das Internet nach einem Rezept gegen diese Übelkeit – doch ich fand nichts als meine eigene Erkenntnis: *Kind, du bist schwanger!*

Außer Tibor vertraute ich mich niemand anderem an als Gott und meinem Tagebuch:

Er hat das Wunder der Top-Speed-Befruchtung geschenkt. Ich tue alles, was ich kann; alles andere ist die Sache des Schöpfers. Daran halte ich jeden Tag fest.

Manchmal telefonierte ich mit unseren Freunden in den USA, besonders mit Diana, die dort zu so etwas wie meiner Wahlmutter geworden war: eine sehr nahe, liebe Freundin, die ich in der Kirche kennenlernte, die wir besuchten. Sie wurde mir zu einer Mentorin, an die ich mich seitdem immer wenden kann, heute noch, wenn ich nicht mehr weiterweiß. Wenn etwas zu brenzlich wird für mich.

Zu Beginn meiner Schwangerschaft überkam es mich an einem dieser Tage, an dem die Hormone Achterbahn in mir fuhren, und ich dachte, dass ich in einer »Sackgasse« gelandet sei – ohne eigene Wohnung, ohne Job für Tibor, durch meine Hormonschübe in ständiger Gereiztheit, ohne Plan für das Ende der Übelkeit. Diana erkannte sofort, dass richtige Probleme anders aussehen – wie recht sie behalten sollte! »Alles kein Problem, alles gut« – so half sie mir so einfach wie liebevoll aus dem Eck, in das ich mich selbst

hineinmanövriert hatte. Tatsächlich verschwand die Übelkeit nach drei Monaten von einem Tag auf den anderen genauso plötzlich, wie sie gekommen war.

Am 11. Mai wollten Tibor und ich unseren fünften Hochzeitstag feiern, gleichzeitig den zehnten Jahrestag unseres Kennenlernens. Wir wollten kein Fest, nicht groß feiern, sondern wir wollten einfach zu zweit sein, im Glück unserer nun vollends erfüllten Liebe. Tags zuvor ging jeder von uns getrennt vom anderen in die Papeterie-Abteilung eines Kaufhauses, um eine Glückwunschkarte zum Hochzeitstag auszusuchen. Wie groß war das Erstaunen, wie tief die Innigkeit, als wir einander am nächsten Tag die Karten überreichten und feststellten, dass jeder von uns aus den Dutzenden verschiedenen Motiven exakt dasselbe gewählt hatte – ein Bild von einem Pärchen, Händchen haltend, von hinten fotografiert.

»Liebster Tibor, wir haben hart aneinander gearbeitet, und es hat sich so gelohnt. Mit dir wird es nie langweilig. Ich danke Gott für unsere Ehe.« Das hatte ich auf meine Karte geschrieben.

»Meine geliebte Ehefrau – meine Liebe zu Dir ist kontinuierlich gewachsen, mit dir wird es nie langweilig, ich bin Gott so dankbar für unsere Ehe.« Das stand auf der Karte Tibors – so ähnliche Aussagen, ohne dass der eine gewusst hatte, was der andere schreiben wird.

Wow, dachte ich, kann es so viel Übereinstimmung überhaupt geben zwischen zwei Menschen?

An unserem Hochzeitstag hatten wir am Morgen einen Termin bei der Gynäkologin, was für uns beide das schönste aller denkbaren Geschenke war – das Herz unseres Babys schlagen zu sehen! Ich platzte fast vor Stolz, als wir in ihrer Praxis zusammen aufgerufen wurden.

»Familie Bohg!«

Endlich schwanger, endlich Familie! Nie werde ich diesen Stolz vergessen, dieses Gefühl, etwas Eigenes begonnen zu haben, einen neuen, eigenen kleinen Kreis gezogen zu haben in dieser unübersichtlichen Welt. Mir kam dieser Satz so liebevoll gesagt vor, so wohlklingend wie nichts anderes auf Erden.

»Familie Bohg bitte!«

Fast hätten wir vergessen, dass wir nicht nur diesem Satz lauschen, sondern auch aufstehen mussten und in das Behandlungszimmer gehen. Mein Mann begleitete mich zu jedem Termin, schließlich hatten wir den Luxus, Zeit zu haben – Tibor zwischen seinen Vorstellungsgesprächen, ich zwischen der Organisationsarbeit um Wohnungssuche und Ankunft in Deutschland. Viel Zeit füreinander, von der wir in den letzten Jahren definitiv zu wenig gehabt hatten, in all dem Stress mit unseren Jobs.

Meine Gynäkologin war nach der Routine-Untersuchung rundum zufrieden mit mir. Sechs Zentimeter groß war unsere Erdbeere nach der Ultraschall-Diagnose, von der sie uns ein wunderschönes Bild mitgab. Schon beim ersten Gespräch mit der Ärztin hatten wir lachend festgestellt, dass der 11. Mai nicht nur unser Hochzeitstag war, sondern

auch der der Gynäkologin – und dass ihre Tochter Constanze hieß. Nun überraschten wir die Ärztin mit Pralinen und einem Blumenstrauß. Die reagierte prompt – und zauberte unverzüglich eine Glückwunschkarte aus ihrem Schreibtisch hervor, die sie vor unseren Augen mit einer Widmung versah und uns freudestrahlend überreichte. Schon wieder ein herrliches Zusammenspiel, wieder ein goldener Moment – in diesen Tagen schien es mir, als würden sich die bis jetzt bunt gemischten Puzzlestücke meines Lebens zu einem leuchtenden Bild zusammenfügen. Als könnten wir beide die Welt aus den Angeln heben – wir beide, die wir schon zu dritt waren.

Schon beim vorherigen Termin in der gynäkologischen Praxis hatte mir die Ärztin einen Überweisungsschein für die Pränataldiagnostik geschrieben. Daran musste ich mitten in meinem Glücksrausch denken. War das wegen meines Bruders und seines Down-Syndroms?

»Das ist nur Routine«, sagte sie mir, »ich schicke alle meine schwangeren Patientinnen dorthin.«

Ich atmete auf, so tief ich konnte. Alles ist gut, dachte ich, alles wird gut, natürlich. Keine Panik. »Alle Werte und Labortests sind tiptop. Danke, lieber Himmlischer Vater«, schrieb ich in mein rosarot geblühtes »Mami-Album«, in dem ich Tagebuch über meine Schwangerschaft führen wollte. Nur der kleine dunkle Fleck in meinem Hinterkopf ließ sich nicht wegwischen: *Pränataldiagnostik*. Wenn da was herauskommt. Ein kleiner dunkler Fleck, den ich immer wieder wegzuschieben versuchte. Ich bin gesund,

dachte ich, ich ernähre mich gesund, ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich nehme keine Tabletten. Was soll mir passieren? Was meinem Kind? Gedanken, für die keine Rubrik vorgesehen war in den bunten Vordruckseiten meines rosaroten Büchleins.

Wie im Rausch verließen wir die Praxis, mit dem Foto unserer Erdbeere in der Tasche. Wir gingen nicht nach Hause, sondern in den nächsten Copy-Shop, um das Bild mehrfach zu kopieren. Dann setzten wir uns in ein Café an der Schönhauser Allee, mitten in den Trubel der vielen jungen Menschen und Touristen und Müßiggänger, um unter der warmen Frühlingssonne zu brunchen, ich zum allerersten Mal ganz ohne Übelkeit! Zu dem Foto schrieben wir die Briefe, auf die wir uns schon so lange gefreut hatten. Zuerst an die Familien:

Lieber Opa/Liebe Oma/Liebe Tante Sybille/Lieber Onkel Lars ... Ich bin jetzt sechs cm groß. Ich heiße Erdbeere. Ich habe meiner Mama die ersten drei Monate zugesetzt, aber jetzt geht es ihr schon besser. Ich werde voraussichtlich am 18.11. das Licht der Welt erblicken. Ich freue mich schon, euch kennenzulernen ...

Natürlich bereiteten wir auch eine englische Version für unsere amerikanischen Freunde vor:

Dear friends,
 it is official! Tibor and I will be three under the tree this Christmas. We're in week thirteen, the beautiful baby is growing and everything is well. I've had a rough first

three months, but for some days now it's been getting better slowly. Tibor is a loving, caring husband and does everything he can to make me feel better ...

We hope you're all doing well or better, we love you and we continue to pray for you

Den deutschen und amerikanischen Freunden sandten wir die freudige Mitteilung per E-Mail, doch für die Familien erschien uns die E-Mail als nicht persönlich genug, und unsere Eltern gehören nicht unbedingt zur Computer-Generation. Tibors Großvater, der auch in Berlin lebt, und Tibors Vater, der damals auf Besuch in der Stadt war, informierten wir sogar persönlich: Dem Opa und seiner Lebensgefährtin Heidi sowie meinem Schwiegervater überreichten wir unseren Brief auf der Terrasse seines Einfamilienhauses bei Kaffee und Kuchen. Tibors Vater las laut vor:

»Lieber Opa ...«

Er stutzte und reichte den Brief an seinen Vater weiter.

»Der ist für dich ...«

Er hatte nicht mitbekommen, dass er selbst es war, der hier als »Opa« angesprochen wurde, doch Heidi, die sich über dessen Schulter beugte und mitlas, begriff sofort. Intuitiv, wie Frauen eben sind, hatte sie zuerst auf das Bild gesehen und es als Ultraschallfoto erkannt. Mit einem Juchzen kam sie zu mir und umarmte mich, so fest sie konnte. Erst da begriffen die beiden Männer, was los war. Nun lachten auch Tibors Vater und Großvater. Abends beim Essen in einem chinesischen Restaurant sprach Opa

besorgt über meine Eisenwerte, weil ich bis zu unserem letzten Besuch Vegetarierin gewesen war. Er wusste noch nicht, dass ich dank unserer Erdbeere inzwischen ab und an auch wieder meinen neu erwachten Heißhunger auf Fleisch stillte und dass meine Eisenwerte sehr gut waren.

Der Opa in spe wollte sogar meinen Bauch streicheln.

»Armin, ich habe noch keinen Bauch«, musste ich ihn lächelnd bremsen, »dafür ist es viel zu früh ...«

Es war, alles in allem, ein wunderbarer fünfter Hochzeitstag. Ein Tag der Freude.

So sollte es auch die nächsten Tage weitergehen: Ein Gratulant nach dem anderen meldete sich am Telefon, eine Glückwunsch-E-Mail nach der anderen erschien auf meinem Handy. Manchmal musste ich das Telefon ein Stück weit vom Ohr weg halten, so laut und euphorisch waren die Glückwünsche.

Am Wochenende nahmen wir eine Mitfahrgelegenheit nach Hof, in unsere frühere oberfränkische Heimat. Wir wollten das zwanzigjährige Jubiläum der Kirchengemeinde, der wir während unserer Hofer Zeit angehört hatten, nutzen, um unsere dortigen Freunde persönlich über meine Schwangerschaft zu unterrichten – allen voran das Pastorenehepaar Watson und Erika. In deren Küche hatten wir uns damals verlobt, und die beiden, er ein Amerikaner, sie eine Deutsche, hatten uns vor fünf Jahren getraut. Sie waren all die Jahre unsere wichtigsten Vorbilder in Sachen Ehe und Lebensführung gewesen und standen mit uns regelmäßig per E-Mail und Telefon in Verbindung.

Unser erster Halt in Hof galt allerdings einem anderen befreundeten Ehepaar. Die beiden hatten selbst ein Neugeborenes, ein schreiendes kleines Bündel. Ich durfte das Baby nehmen, es gelang mir, es in den Schlaf zu wiegen.

»Das schafft sonst nur die Hebamme«, sagte der frischgebackene Vater scherzend.

Als ich kurze Zeit später das Baby vorsichtig auf Tibors Brust legte und der Kleine einfach weiterschlieft, meinten die Eltern nur, wir hätten wohl schon gut Übung – für uns die perfekte Gelegenheit, sie einzuweihen in unser Geheimnis. Die Freude war riesig.

Genauso groß war die Freude in unserer Gemeinde, als wir während der Jubiläumsfeier endlich den passenden Moment erwischten, um unsere Ansage zu machen.

»Wir sind schwanger!«

Erika und Watson waren zu Tränen gerührt. Rasch bildete sich ein Sog der Gefühle, dem wir uns nicht entziehen konnten. Die anderen Gemeindemitglieder standen um uns herum, die meisten Frauen weinten, die Männer gaben Tibor High-Five, es herrschte eine Riesenfreude. Am Sonntag sprach Watson in seiner Predigt auch über uns:

»Wenn man keine Vision hat, kommt man nirgends an. Gute Beispiele für eine gelebte Vision sitzen hier mitten unter uns, als unsere Gäste, Constanze und Tibor. Als sich die beiden vor fünf Jahren bei uns in der Küche verlobten, fragte ich sie, was ihr Plan sei, etwa in fünf Jahren? ›Da

wollen wir eine Familie sein«, hatten sie damals gesagt ...
Ja, und dieses Jahr wird es so sein. Die Bohgs sind am
nächsten Weihnachtsfest zu dritt. Ihre Vision ist
Wirklichkeit geworden.«

Wieder rollten mir die Tränen über die Wangen. Es war
ein bewegender Moment in unserer alten Kirche. Dieser
Tag war ein Festtag für uns, ein freudiger Tag, und doch
stellte ich mit zunehmender Verwunderung fest, wie nahe
am Wasser ich gebaut war, was sonst nicht meiner Art
entspricht. Nach der Predigt kam Watson zu uns, legte
seine Hände auf meinen Bauch und betete für uns und für
unser Kind. Mir rannen die Tränen in Bächen über die
Wangen, und ich tat nichts, sie zurückzuhalten.

Auf dem Rückweg nach Berlin saßen wir beide still im
Auto nebeneinander, Hand in Hand. Wir starrten in das
wechselhaft gewordene Maiwetter und hingen unseren
Gedanken nach.

Unterwegs sah ich erst einen Regenbogen, dann noch
einen. Beim dritten Regenbogen lief ein Schauer durch
mich hindurch. Diese Anhäufung kam mir wie ein Zeichen
vor – doch wofür brauchte ich an diesem Tag solch ein
Zeichen? Ich musste an die Bibel denken, an den
Regenbogen als Symbol für das Versprechen Gottes, die
Menschheit nie wieder mit einer Sintflut zu strafen. Aber
gleich drei Regenbogen?

Sinnierend starrte ich weiter hinaus, bis auf der Höhe
des Hermsdorfer Kreuzes auf der A9 ein riesiges Plakat am
Straßenrand in mein Blickfeld geriet: